

Über vermeintliche Anglizismen und die Wehrhaftigkeit der deutschen Sprache

eine kleine Auseinandersetzung mit der Sprachkritik von Bastian Sick

André Meinunger

Zentrum für Allgemeine Sprachwissenschaft

Die im deutschen Sprachraum derzeit erfolgreichste Lektüre zu sprachlichen Phänomenen ist die inzwischen in drei Bände gegossene Zwiebfischkolumne von Bastian Sick – gut bekannt unter dem Titel „Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod“. Die Medien betitulieren den Autor als „Grammatikpapst“ und „Deutschlehrer der Nation“. Dieser Erfolg hat viele Gründe und einer der wesentlichen ist Sicks demonstrative Ablehnung von Anglizismen. Unsere Zeit der Globalisierung hat wie jede Epoche ihre sozialen Probleme und folglich ihre Skeptiker und Gegner. Sprachlich macht sich der Globalisierungsprozess in der Welt dadurch deutlich, dass zum einen immer mehr Menschen Englisch sprechen und zum anderen (vor allem aus eben genanntem Grund) englische Wörter und Konstruktionen Einzug in die verschiedenen Sprachen der Welt halten. Sprachbewusste Menschen sind darüber nicht unverständlicherweise besorgt. Viele davon jubeln Bastian Sick zu. Was dieser aber über den Einfluss des Idioms der Amerikaner (es sind ja weniger die europäischen Briten) auf unsere Sprache sagt, hält keiner kritischen Betrachtung stand. Mehr noch: was Sick als gutes Deutsch feiert, ist viel „englischer“, als das, was er brandmarkt und tadelt. Das nämlich ist wiederum viel „deutscher“.

Viel entscheidender als durch den Wortschatz wird das Wesen einer Sprache durch seine Grammatik und vor allem durch die Wortstellung geprägt. Die Syntax ist somit das Gebiet, das man sich anschauen muss, wenn man nicht nur die verhältnismäßig oberflächlichen, wenn auch besonders auffälligen, lexikalischen Veränderungen registrieren möchte, sondern sich für die Frage interessiert, wie stark der strukturelle Einfluss – im konkreten Fall des Englischen – auf unsere Sprache ist. Soviel hat Bastian Sick erkannt. Deswegen versucht er auch an verschiedenen Stellen, die syntaktische Struktur bestimmter Wortgruppen zu beleuchten. Dieser Beitrag soll nun zeigen, dass in diesem Zusammenhang einige von seinen Behauptungen revidiert werden müssen. Zum einen verurteilt er bestimmte Konstruktionen als abzulehnende Anglizismen, die sich jedoch oft als

ganz harmlose Lehnausdrücke herausstellen. Zum anderen aber verkennt Bastian Sick die eigentlichen, urdeutschen Wortstellungsmuster, kritisiert deren Gebrauch und preist stattdessen Strukturen, die stark die Züge des heutigen Englisch aufweisen. Auch wenn er damit stilistisch auf relativ sicherem Boden steht, hätte eine strikte Befolgung seiner Sprachtipps kurioserweise eine viel stärkere Anglisierung oder Amerikanisierung unserer Muttersprache zur Folge als beispielsweise der Gebrauch der Präposition *in* vor Jahreszahlen.

Sehen wir uns zuerst nacheinander zwei angeblich englische Strukturen an. Die erste wird in Band 1, auf Seite 154 f. besprochen – im gleichnamigen Kapitel „*Ich erinnere das nicht*“. Hierzu steht zu lesen:

„Die Wörter klingen zwar noch deutsch, die Strukturen sind es nicht mehr.“

Mit sehr großer Wahrscheinlichkeit haben wir hier tatsächlich eine Lehnübersetzung aus dem Englischen vorliegen. Der Verzicht auf die komplexere Konstruktion (Reflexivpronomen und Verb mit Präpositionalphrase) ist sicherlich auf die Omnipräsenz des Englischen zurückzuführen. Es sollte besser heißen: *Ich kann mich nicht daran erinnern*. Dennoch wird hier unsere Syntax, unsere gute deutsche Wortstellung also, nicht unterwandert, wie es das Horrorszenario in der Kolumneneinleitung darstellt. Vielmehr handelt es sich um eine Alternative, die die deutsche Sprache auch unabhängig zulässt:

Er fürchtet sich vor seiner Schwiegermutter kann gegebenenfalls umformuliert werden in *Er fürchtet seine Schwiegermutter*; *Sie hat sich für ihr unverständliches Verhalten erklären können* kann man zuweilen ersetzen durch *Sie konnte ihr unverständliches Verhalten erklären*; *Er hat sich mit Bernd getroffen* kann man umwandeln in *Er hat Bernd getroffen*; *Sie versteht sich gut aufs Flirten* in *Sie versteht das Flirten gut*. Das Muster Subjekt-Verb-Reflexivpronomen-Präpositionalobjekt kann unter bestimmten Voraussetzungen „transformiert“, das heißt umgewandelt, werden und resultiert dann in der Variante: Subjekt-Verb-Akkusativobjekt. Verben, die ein ganz paralleles Verhalten an den Tag legen sind neben *fürchten*, *erklären*, *treffen* und *verstehen* zum Beispiel *entschuldigen*, *beklagen*, *verantworten*, *vorbereiten*, *siezen*, *duzen*. Die beiden Varianten gehen mit interessanten, teilweise minimalen Bedeutungsverschiebungen einher. Dafür interessiert sich die lexikalische Semantik. Die deutsche Syntax jedenfalls lässt prinzipiell beide Muster zu. Auch wenn nun die besagte Konstruk-

tion aus dem Englischen stammt, sprengt sie keine deutschen Wortstellungsregeln. Sie springt in eine Lücke, die die deutsche Syntax sowieso bietet. Viele norddeutsche Dialekte hatten diesen „Slot“ ehemals schon besetzt und nutz(t)en die Konstruktion *etwas erinnern* schon lange, bevor sie durch das englische Muster im Deutschen noch weiter verbreitet wurde. Das gibt Bastian Sick an einer Stelle selber zu.

Eine ähnliche Strategie kann man beim Anglizismus *das macht (keinen) Sinn* verfolgen – dem „Lieblingsfeind“ eifriger Puristen. Wie oft wurde und wird diese Wortverbindung gescholten! Mit einiger Sicherheit geht dieser Ausdruck auf die englische Formulierung *That makes (no) sense* zurück. Vormalig sagte man *Das hat (keinen) Sinn* oder gelegentlich *Das ergibt (keinen) Sinn*. Bastian Sicks Kommentar dazu:

„Sinn und machen passen einfach nicht zusammen. Das Verb *machen* hat die Bedeutung von *fertigen*, *herstellen*, *tun* und *bewirken*; es geht zurück auf die indogermanische Wurzel *mag-*, die für „*kneten*“ steht... *Etwas Abstraktes wie Sinn lässt sich jedoch nicht kneten oder formen*. Er ist entweder da oder nicht: Man kann den Sinn suchen, finden, erkennen, verstehen, aber er lässt sich nicht im Hauruck-Verfahren erschaffen.“ Sick, Band 1. S. 49

Nun ist es vielmehr so, dass eine ganze Reihe von bedeutungsschwachen Tätigkeitswörtern sehr vage gebraucht wird. Als bedeutungsschwach gelten in diesem Fall Verben, die keine fest umrissene, genau zu definierende Bedeutung haben wie z. B. *haben*, *machen*, *tun*, *geben*, *nehmen*, *bringen*, *gehen*, *kommen* und einige mehr. Ganz klare und unmissverständliche Verben im Gegensatz zu den genannten wären *niesen*, *bespitzeln*, *krähen* oder *tapezieren*. Da ist immer ein Nieser oder eine Art Spion, ein Hahn, beziehungsweise ein Tapezierer dabei. *Machen* hingegen bedeutet nicht immer, dass tatsächlich ein „Macher“ dahinter steht: *Das macht Spaß* und *Das macht keinen Unterschied*. Hier vermutet und sucht man keinen Kneten. Solche abstrakten Begriffe, die sich auf unknetbare Dinge beziehen, findet man mit dem Verb *machen* zuhauf: *etwas macht Eindruck*, *Mühe* oder *Angst*; jemand *macht Karriere* oder jemandem *alle Ehre*. Sogar Adjektive findet man mit dem Verb *machen*: etwas *macht krank*, *schlank*, *verrückt* oder *dick* – oder jemand *macht blau* ... Ganz ähnlich: bei *tun* gibt es nicht immer einen „Täter“: etwas *tut weh* oder *gut* oder *nichts zur Sache* – jemand *tut* jemandem *einen Gefallen* oder jemandem *leid* bzw. *Leid*; bei *geben* ist nicht immer ein „Geber“ involviert: *dort gibt es kaum Regen*, bei *gehen* kein „Geher“ und bei *kommen* kein „Kommer“: *oft kommt und geht es anders*, als man denkt. Häufig sind diese „blassen“ Verben

dann auch austauschbar: *etwas macht Spaß, gibt eine Gaudi und bringt Freude*, oder *macht Freude*, oder eben *(er)gibt einen Spaß* usw. Ähnlich dann: *etwas hat* oder *gibt* oder *ergibt keinen Sinn* und nun halt auch: *etwas macht keinen Sinn*.

Konstruktionen wie *etwas erinnern* oder *Sinn machen* kommen zwar tatsächlich im konkreten Fall durch den Einfluss der englischen Sprache ins Deutsche, aber unsere Grammatik ist dadurch keinesfalls bedroht. Die typischen Strukturen ändern sich dadurch nicht. Diese Wortverbindungen nutzen lediglich Muster, die es schon gibt.

Die Syntax der deutschen Sprache ist im Wesentlichen von zwei Wortstellungsregularitäten bestimmt, die die Positionen des Verbs betreffen. Beide Regeln unterscheiden sich massiv von denen, die im Englischen wirksam sind. Erstens ist das Deutsche eine sogenannte Verbzweit-Sprache. Das heißt in erster Linie, dass in einem normalen Aussagesatz nur eine Angabe vor dem gebeugten Verb stehen darf; welcher Art diese ist, spielt keine entscheidende Rolle. Man findet Subjekte (a), aber auch Adverbialbestimmungen (b, c) oder Objekte (d). Jedoch immer nur eine davon; niemals dürfen es zwei oder gar noch mehr Angaben sein (e) und (f). Das Sternchen (*) kennzeichnet Verstöße gegen Grammatikregeln.

- (a) Ich habe letztes Jahr leider beide Bücher gekauft.
- (b) Letztes Jahr habe ich leider beide Bücher gekauft.
- (c) Leider habe ich letztes Jahr beide Bücher gekauft.
- (d) Beider Bücher habe ich letztes Jahr leider gekauft.
- (e) *Leider ich habe letztes Jahr beide Bücher gekauft.
- (f) *Letztes Jahr leider wir sind nach Spanien gefahren.

Das Englische ist keine Verbzweit-Sprache: hier können wir mehr als eine Angabe vor dem Verb haben (g) und (h)! Was jedoch nicht funktioniert, ist, dass wie in (i) oder (j) das Objekt allein vor dem Verb zu stehen vermag. So etwas führt immer zu einem ungrammatischen Satz:

- (g) Unfortunately I bought both books last year.
- (h) Last year, unfortunately we went to Spain.
- (i) *Both books have I bought last year.
- (j) *Both books bought I last year, unfortunately.

Die zweite wesentliche Struktureigenschaft des Deutschen ist sein sogenannter OV-Charakter: O steht dabei für Objekt, V für Verb und OV bedeutet, dass (auf einer zugrundeliegenden Ebene) das Objekt vor dem Verb erscheinen muss (Verbletz- oder Verbend-Stellung). Das wird im Gegensatz zur oben beschriebenen Verbzweit-Regel im Nebensatz besonders deutlich (k), (l) oder aber auch in Hauptsätzen mit Verbformen zusammengesetzter Zeiten: da steht das gebeugte Verb nach der Verbzweit-Regel eben an zweiter Stelle, das Hauptverb aber hinter dem Objekt, siehe oben oder (m). Im Englischen ist diese Wortstellung unmöglich (n), (m), (o).

- (k) (Ich weiß,) dass sie solche Bücher liest.
- (l) (Er ist ein Mann,) der gerne seine Mitmenschen kritisiert.
- (m) Er wird ein neues Buch schreiben.
- (n) *I know that she such books reads.
- (o) *He is a man who his fellows criticizes.
- (p) *He will a new book write. oder *He has both books bought.

Das Deutsche hat also zwei entscheidende Positionen für das Verb: erstens das gebeugte (im Hauptsatz) an der zweiten Stelle und zweitens an der hintersten Stelle im Satz – nach dem Objekt, falls im Satz denn eines gegeben ist. Diese beiden in Beziehung stehenden Positionen bilden die für das Deutsche typische sogenannte Satzklammer. Das Englische kennt nichts Vergleichbares:

- (q) Jeder hat irgendwann mal einen Fehler gemacht.

Im Gegensatz zu dem, was Bastian Sick und viele andere Sprachkritiker behaupten, unternimmt unsere deutsche Sprache und vor allem die gesprochene viel, um ihre ureigene, typische Wortstellung, die sie massiv vom Englischen unterscheidet, beizubehalten. Ein solches Phänomen ist der auch von Bastian Sick beobachtete und für bedauernd wert gehaltene sogenannte Präteritumschwund (besonders thematisiert bei Werner Abraham, u. a. in Abraham und Conradi 2001). Im gesprochenen Deutsch wird die „normale“ Vergangenheit in den meisten Fällen durch das sogenannte Perfekt ausgedrückt. *Wir haben das Buch schon gelesen. Das Gemüse ist verkocht. Hast du ihr geholfen? Habt ihr lange gewartet?* Diese Sätze klingen viel geläufiger als ihre Entsprechungen im Präteritum: *Wir lasen das*

Buch schon, Das Gemüse verkochte oder *Halfst du ihr? Wartetet ihr lange?* Diese Sätze sind natürlich ebenso grammatisch, klingen aber sehr nach geschriebener Sprache oder im Falle von Fragen sogar ungewöhnlich. Hilfsverben wie *sein* und *haben* oder aber Modalverben wie *können*, *wollen*, *müssen* usw. sind in dieser Hinsicht flexibler. Sie kommen auch in der gesprochenen Sprache sehr häufig im Präteritum vor: *Er war draußen* oder *Ich musste noch etwas lesen. Wollte sie sich nicht das neue Buch kaufen?* Der Grund ist folgender: Hilfsverben kommen in der Regel nicht allein vor, sie haben ein anderes sogenanntes Vollverb bei sich. Im Perfekt ist das sogar notwendigerweise der Fall. Das ermöglicht nun die für das Deutsche so typische Satzklammer: das gebeugte Verb steht im Hauptsatz ziemlich weit vorn, das bedeutungstragende Vollverb steht als Infinitiv oder als Partizip ganz weit hinten – nach dem Objekt. Die Präteritumvariante klingt viel eher nach Englisch. Die deutsche Umgangssprache jedoch wehrt sich gegen die englisch anmutende Wortstellung. Sie bevorzugt eine Konstruktion, die das Englisch nicht duldet, nämlich ihre typische das-Objekt-geht-dem-Verb-voran-Stellung.

Ein weiterer Gegensatz zwischen Deutsch und Englisch macht sich in der Bedeutung der Vergangenheitsformen deutlich. Was die Verwendung von Perfekt bzw. Präteritum betrifft, können wir im Deutschen lediglich einen stilistischen Unterschied ausmachen. Perfekt wird in der gesprochenen Sprache bevorzugt, Präteritum in der geschriebenen, (in etwa vergleichbar mit dem Unterschied *imparfait – passé composé* versus *passé simple* im Französischen). Im Englischen ist der Unterschied viel gravierender. Es ist nachweislich (und nachvollziehbar) nicht so, wie Bastian Sick das behauptet. Dieser geht hier sicher englischen Grammatikschreibern oder aber der Etymologie des Wortes „Perfekt“ auf den Leim. Im Englischen ist es tatsächlich so, dass das Perfekt (oder ‚present perfect‘, wie es da heißt) einen Gegenwartsbezug hat; das Präteritum (‚past tense‘) nicht. Selbiges unterstellt Bastian Sick dem Deutschen:

„Einen inhaltlichen Bezug zur Gegenwart hat die erste Vergangenheit (= Präteritum Anmerkung A. M.) aber nicht. Den wiederum hat das Perfekt, jenen mit „haben“ und „sein“ gebildete Vergangenheitsformen. Deswegen nennt man das Perfekt auf Deutsch auch „vollendete Gegenwart“...“ Sick, Band 2 S. 30

Tatsache ist, dass man das englische Perfekt niemals mit Ausdrücken wie *gestern*, *vorige Woche*, *letztes Jahr*, *1896*, *im Mittelalter* usw. gebrauchen kann. Diese Zeitangaben lokalisie-

ren das Geschehen in der Vergangenheit und nehmen somit oft den direkten Gegenwartsbezug. **We have moved last year* oder **I have read the newspaper yesterday morning* mögen für das Ohr eines Deutschen gar nicht so unmöglich klingen, ungrammatisches Englisch bleiben sie dennoch. Solche Sätze sind fast uninterpretierbar. Die deutschen formalen Entsprechungen *Wir sind letztes Jahr umgezogen* oder *Ich habe gestern morgen die Zeitung gelesen* sind dagegen vollkommen verständlich und grammatisch. Der ebenfalls ungrammatische Satz **At least during the sermon, everybody has shut his mouth for five minutes* hat eine ganz normale deutsche Entsprechung *Wenigstens während der Predigt hat jeder für fünf Minuten seinen Mund gehalten*. Hier ist für uns keinerlei gegenwärtige Gültigkeit heraus- oder hineinzudeutlichbar. Das Schweigen ist mit Sicherheit seit langem wieder gebrochen. Auch für Abläufe, bei denen eine Handlung der anderen folgt, wo sich ein vergangenes Ereignis an ein anderes reiht und es damit zeitlich gesehen ablöst, können wir Deutsche das Perfekt verwenden, weil eben KEIN Gegenwartsbezug hergestellt werden muss: *Zuerst hab' ich da ein Geräusch gehört. Ich bin dann raus in den Garten gegangen und habe überall umhergeschaut. Ich konnte nichts sehen. Da bin ich wieder reingegangen*. Zugegeben: kein stilistisches Meisterwerk, aber grammatikalisch akzeptables Deutsch. In einem Film wäre diese Sprache viel authentischer als die Variante im Präteritum. Unsensible Texter legen ihren Schauspielern oft unwirkliche Sätze in den Mund; vielleicht, weil sie Mündlichkeit und Schriftlichkeit verwechseln. Ein englischsprachiger Drehbuchautor hat aber gar keine Wahl. Hier ist nur die einfache Vergangenheit (‚past tense‘) möglich. Sein Sprachgefühl würde es ihm nie anders gestatten. Ein Deutscher kann sagen *Ich habe drei Jahre in Moskau gelebt*, wenn er inzwischen seit fünf Jahren wieder in Berlin zu Hause ist. Eine Engländerin kann nur dann *I have lived in Paris for two years* sagen, wenn sie noch immer in der französischen Hauptstadt lebt.

Eine weitere quasi selbstregulative Aktion zur Rettung der deutschen Wortstellung beobachtet man in Zusammenhang mit der Neubildung von Verben. Besonders im Bereich der innovativen Jugendsprache werden immer wieder aus Mode- oder sonstigen Gründen neue Verben zum Ausdruck psychischer Zustände gebildet (siehe Wegener 2007). Im Endeffekt wirken diese Innovationen oder Modeerscheinungen konservierend, denn sie manifestieren wiederum die typisch deutsche Satzklammer: das gebeugte Verb steht weiter vorn im Satz, ungebeugte Elemente am Ende hinter dem Objekt. *Bis jetzt haben wir das vornehmlich mit Infinitiven und Partizipien bei zusammengesetzten Zeiten illustriert*. Ein weiteres

solches Element ist die Partikel – eine Art Vorsilbe – oft in Gestalt einer Präposition: *Die Kritik daran hört gar nicht mehr auf oder Hoffentlich schließe ich bald mit der ganzen Sache ab.* Wir wissen als Deutschsprecher, dass beide Teile eigentlich zu jeweils einem Wort gehören: *aufhören* und *abschließen*. Solche Konstruktionen sind typisch deutsch und manifestieren wieder den OV-Charakter unserer Sprache: das gebeugte Verb erscheint durch einen Teil seiner selbst, nämlich durch die Partikel, am äußersten rechten Rand des Satzes, um somit wieder das Objekt links von sich oder zumindest links von diesem einen seiner Bestandteile zu haben. Dieses Verfahren ist dem Englischsprecher mehr als fremd. Der auch bei uns beliebte englische Schriftsteller Mark Twain, der sich einst abmühte, unsere deutsche Sprache zu lernen, hat sich in einer Satire ‚Die schreckliche deutsche Sprache‘ über ebendieses Phänomen folgendermaßen geäußert (natürlich in seiner Muttersprache, hier die Übersetzung):

Die Deutschen haben noch eine Art von Parenthese, die sie bilden, indem sie ein Verb in zwei Teile spalten und die eine Hälfte an den Anfang eines aufregenden Absatzes stellen und die andere Hälfte an das Ende. Kann sich jemand etwas Verwirrenderes vorstellen? Diese Dinger werden „trennbare Verben“ genannt. Die deutsche Grammatik ist übersät von trennbaren Verben wie von den Blasen eines Ausschlags; und je weiter die zwei Teile auseinandergezogen sind, desto zufriedener ist der Urheber des Verbrechens mit seinem Werk. Ein beliebtes Verb ist „reiste ab“. Hier folgt ein Beispiel, das ich aus einem Roman ausgewählt und ins Englische übertragen habe:

„Da die Koffer nun bereit waren, REISTE er, nachdem er seine Mutter und Schwestern geküsst und noch einmal sein angebetetes Gretchen an den Busen gedrückt hatte, die, in schlichten weißen Muselin gekleidet, mit einer einzigen Teerose in den weiten Wellen ihres üppigen braunen Haares, kraftlos die Stufen herab gewankt war, noch bleich von der Angst und Aufregung des vergangenen Abends, aber voller Sehnsucht, ihren armen, schmerzenden Kopf noch einmal an die Brust dessen zu legen, den sie inniger liebte als ihr Leben, AB.“

Den unbedachten, nicht sonderlich am Erhalt der deutschen Sprachstruktur interessierten Jugendlichen scheint diese Art der Konstruktion – zumindest in einer weniger aufgeblähten, aber strukturell ebenso gestrickten Art – Verbwurzel und Partikel zu trennen, nicht zu verwirren. Es ist beobachtet worden, dass „ältere“ Verben wie *begeistern*, *interessieren*, *gefallen*, *missfallen* immer häufiger zumindest zeitweise ersetzt werden durch Konstruktionen wie etwas *macht mich an*, *haut sie um*, *hebt ihn an*, *kotzt dich an*.

Genau dieselbe Intention verfolgt der mehr oder weniger alte Deutschsprecher, wenn er sich für den Gebrauch von Partikelverben entscheidet, wo es die einfache, unpräfigierte Form eventuell auch tun würde. Hier steckt wiederum das Prinzip dahinter, den Satz nicht mit dem Objekt, sondern mit einem Verbbestandteil abzuschließen – also den OV-Charakter durchzusetzen. Für Bastian Sick ist diese Methode des Strukturerhalts jedoch Ziel von Hohn und Spott. Anderthalb Kolumnen widmet er der seiner Meinung nach „Doppelmopplung“ und gibt in seiner Manier ganze Tabellen, die dem Sprecher helfen sollen, „Pleonasmen“ zu vermeiden, eine auf Seite 121 des dritten Bandes (nach Sicks Dafürhalten gehören die eingeklammerten Vorsilben weggelassen).

(ab)ändern, -klären, -mildern, -mindern, -senken, -sinken, -zielen; (an)mieten, -betreffen, -steigen, -wachsen; (auf)füllen, -oktroyieren, -zeigen; (aus)borgen, leihen, (mit)helfen; (vor)ankündigen, -programmieren, warnen; (zu)liefern, -schicken.

Im Prinzip wettert Sick also mit seiner Pleonasmus-Phobie gegen ein besonders deutsches Wortstellungsprinzip.

Inzwischen ahnt der Leser wahrscheinlich, dass der Selbsterhaltungstrieb unserer Syntax auch ein Grund für die von Bastian Sick so beklagte Verdrängung des Konjunktivs durch die Umschreibung mit *würde* ist. Auch wenn sich der Ausdruck des Irrealen mit der *würde*-Umschreibung in Richtung Uniformität entwickelt und damit zu Verlust an Formenvielfalt führt, sorgt diese doch für eine weitere Zementierung der typisch deutschen Wortstellung. *Anderenfalls würden wir sie vielleicht nicht verlieren* (Objekt geht Verb voran ~ deutsch) oder *verlören sie* (Objekt folgt Verb ~ englisch).

(r) Wir würden sein Buch lesen. (OV)

(s) Wir läsen sein Buch. (VO)

Ein weiteres Beispiel: Wieder einmal unbewusst ganz gegen seine ursprünglichen Intentionen agiert Bastian Sick in seinem Kapitel *„Die unvorhandene Mehrzahl“*. Eigentlich geht es da um ein vollkommen anderes sprachliches Phänomen (siehe Titel der Kolumne), aber en passant liefert der Autor folgende Belehrung in puncto „gutes Deutsch“:

Bastian Sick hat bewiesen, dass man Massen für Grammatik begeistern und zum öffentlichen Diskurs über sprachliche Phänomene animieren kann. Es bleibt zu hoffen, dass die Begeisterung anhält, die Diskussion fortgeführt wird und dass dabei auch Sick-kritische Töne vernommen werden, denn viele von den Zwiebfischweisheiten bedürfen einer weiteren Betrachtung.

Abraham, Werner und C. Jac Conradie (2001): Präteritumschwund und Diskursgrammatik. Präteritumschwund in gesamt europäischen Bezügen: areale Ausbreitung, heterogene Entstehung, Parsing sowie diskurs-grammatische Grundlagen und Zusammenhänge. John Benjamins Publishing Company 2001.

Meinunger, André (2006): Sick of Sick? Ein Streifzug durch die Grammatik als Antwort auf den Zwiebfisch. Erscheint demnächst bei Kadmos Berlin.

Wegener, Heide (2007): Entwicklungen im heutigen Deutsch – Wird Deutsch einfacher? In: Deutsche Sprache 1/07 S. 35–62 - Berlin: Schmidt.

Sick, Bastian (2004, 2005, 2006): Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod, Band 1, 2, 3. Kiepenhauer & Witsch

Speyer, Augustin (2005): Topicalization and the Trochaic Requirement. In: Penn Working Papers in Linguistics 10. 2, 243–256.